

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

154 (5.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Schattenbilder aus Marseille

Von F. Kiedinger-Brand
(Nachdruck verboten.)

Von der Welt-Hafenstadt am Mittelmeer sind so hübsche Reisebeschreibungen, reisende Schilderungen mühsiger Weltbummler zu lesen, die, förmlich durchgallert von süßlicher Sonne, daß es nötig erscheint, auch einmal die Reibriebe des Bildes zu beleuchten. Ich habe mir die Stadt von einem andern Standpunkt aus betrachtet. Ich war einige Tage Saffrager im Hafen und habe mit all die Schönheiten, die in der Brotschüre von der „office tourisme“ genannt werden, gewissermaßen immer mit zwei Jentnern auf dem Buckel betrachtet. Wenn ich in der Breiterbude der Madame Thérèse auf dem Platz „Joliette“ zum Mittag- oder Abendessen saß, dann haben wohl alle, Franzosen, Russen, Polen und Tschechen, die mit mir auf maßigen Bretterbänken ihre Fische verschnitten, nur das gleiche Bild dieser Hafenstadt gesehen, wie ich.

Der männliche Teil ist größtenteils im Hafen beschäftigt und ein großer, sehr großer Teil der weiblichen Einwohner lebt von der Liebe und steht mit stützgelächelten Lippen lodend unter der Tür und wartet bis einer kommt und opfert. Geld und Liebe! Da sind es noch zarte, kaum dem Kindesalter entwachsene Geschöpfchen, die im Del- und Fischdunst der schmalen Gasse im leichten Schleierleidchen unter der Türe verführerisch mit den kleinen Häutchen spielen, bis vielleicht der fremde Seemann kommt, der gibt und nimmt. — Dazwischen ist ihre Gesinnung, Gemüte- und Fühlensphäre preisend ihre Waren an. Frauen unterhalten sich laut, singenden Tones — fast immer ist spanisch — von einem Fenster oder Stod zum andern. Wer zum erstenmal hier herumsummt, fühlt sich in eine andere Welt versetzt.

Millionenernte sind in großen Docks aufgestapelt, täglich kommen neue Schiffe hinzu und unmittelbar daneben leben Tausende in Armut und Not. Dort hebt der eiserne Kranarm ein Tag und Nacht Tausende Tonnen Lebensmittel aus den Schiffen — hier in der Gasse fesselt die Arbeiterfrau stundenlang um ein kümmerliches Pfund und dreht die abgearbeiteten Sous-Etliche schmal in der Hand herum bevor sie sie ausspült.

Marseille! Weinstadt, Balsen- und Rattenparadies, Heimat der Dänen und Treffpunkt dunkler Existenzen aller Länder und Sprachen!

In der rue de la mur ist die Wirtschaft „zur Traube“. Klein, etwa für 20 Personen, aber immer angefüllt mit 30, 40. Der gegenwärtige Wirt, Martin, ist ein Rheinländer, ehemaliger Seemann, der Ordnung und Zucht in seiner delischen Bude hält. Mit fröhlichen Wägen und aufgeschälten Semsdarmeln, wie ein Ringelampfer, begrüßt er den Neuen: „Na, wie geht's? Krach gehabt mit dem alten Herrn? Kenne das, was auch mal jung und schön, heute bin ich nur noch schön — was darf ich bringen?“ Einen Liter Rotwein — „Dann fröhlich ein Grammophon mit einem wünschigen Blechträger. Einige Halbsektflaschen mit einem rheinischen Mädchen, beim rheinischen Wein... Es wird immer lauter in der kleinen Bude. Hinter einem Brettererschlag lockt Martins „Frau“ für Landsleute, die hungrig wie Wölfe von der Hafenarbeit zurückkommen.

Es ist kaum zu glauben wieviel Deutsche dort ständig übernachten. Und fast kein Einziger spricht französisch. Was diese Leute alle dortin treibt? Was mich auch fortgetrieben hat: Stellenlos, arbeitslos! Da haben sie dann niederschlagen, de- und wehmütig, oder mürrisch, verärgert und verärgert in den harten Bänken, vor sich die hiesige Schüssel mit der mageren Brotsuppe und im Herzen das Bild der Heimat, deren heimliche Schönheiten für Menschen ohne Erwerbsmöglichkeit keinen Wert haben. Wüstlich wird es still. Der Vater — ein Vater im braunen Habit — ein halbes Dutzend Kriegseisbeulen auf der Kruppe — verliert die Hausordnung. Wer nicht ganz still ist, fliegt raus und kann im Freien übernachten. Zwei flammende Schokolade sind dafür da. „Aur priet“ (zum Gebet). Der Vater betet vor. Einige Franzosen murmeln mit, andere grinsen oder flüstern gleichgültig vor sich hin. Alle religiösen Befehle sind hier vertieren: Juden und Christen, Mohammedaner und Heiden. Und ein Gottvertrauer ist auf allen Gesichtern zu sehen, doch wird die Haare zu Berge stehen. Außer an das eigene Gedenken wird wohl keiner mehr etwas glauben können. Wir ist es vorgekommen, als wäre ich unter Verbannenen, die man einmal einen grauen Schicksalsgötzen anzubeten. Neben mir sah ein alter Jude. Er sah aus, als wäre er mit Absterben schon hundertmal um die Welt herumgewandert. Wir philosophierten miteinander, kurz, mit maßigen Schlagworten bis zu dem traurigen Reul-

lat: Kulle von Kulle geht auf. Hier im Hof sind alle Sprachen der Welt vereinigt in der gräßlichen Utange: Armut, Elend, Not — Armut, Elend, Not. — „Der Mensch ist ein Produkt seiner Verhältnisse“, sagt unter großer Freude und Heiterer Pöbel. Und hier im „Hof de nuit“ in der rue Fosbin in Marseille kommen die traurigsten Produkte zusammen. Ich weiß es, weil ich selbst drei Wochen

dort Brotsuppe gegessen, geschlafen und Studien gemacht habe. — Von hier aus ist es nicht weit über die „rue de la republique“ am alten Hafen entlang zum Fort „St. Jean“, wo das große Sammellager für die Fremdenlegion ist. Marseille hat viel Sonne, und wo viel Sonne ist, ist viel Schatten.

Das Heufieber

Von Rudolf Engelbach

Alljährlich, wenn der Frühling anfängt, in den Sommer überzugehen, wenn die Felder und Wiesen in Blüte stehen, wenn sich die meisten Menschen am frohesten und gesündesten fühlen, tritt eine Krankheit auf, die, in den meisten Fällen ohne Gefahr, aber dennoch ihrem Träger das Leben zu einer fortgesetzten Qual und zu einem wahren Martyrium gestaltet.

Sei es die Jahreszeit, die strahlender die Sonne, je prangender die Wiesen und je üppiger die Blüten, Wiesen und Wälder blühen, desto stärker und unerbittlicher die Beschwerden dieser Krankheit, des Heufiebers, oder richtiger des Heuallergien, der größte Teil der Menschheit verdirbt sein ganzes Leben lang nichts von diesem Leiden; der dazu veranlaßte Mensch dagegen hat jedes Jahr von neuem seine Anfälle, zur gleichen Zeit und von ungefähr der gleichen Dauer.

Das Schlimmste ist, daß durchaus keine Gewöhnung an das Leiden eintritt, vielmehr steigern sich die Beschwerden nicht selten von Jahr zu Jahr, von Anfall zu Anfall, bis zu schwerem Asthma und hoher Atemnot. Die gewöhnlichen Anfälle in ihrer Durchschnittsform verlaufen im allgemeinen in gleicher Weise. Eines Tages, in der Zeit der Gras- oder Getreideblüte, nachdem schon längere oder längere Zeit unbestimmte Vorboten in Gestalt von Kopfschmerzen, Mattigkeit und ähnliche Allgemeinsymptome vorausgegangen sind, tritt plötzlich ein anfänglich leichtes, später stärkeres Jucken und Brennen in inneren Augenwinkeln auf, ähnlich wie bei einem gewöhnlichen Augenbindehautkatarrh. Der Juckreiz zieht weiter in die Nase und der Augenbindehaut beginnt zu schwellen, die Augenbindehaut entzündet sich, dem Kranken ist vor Augenmücken der Aufenthalt in einem hellen Raum unmöglich, besonders in einem geschlossenen, heißen Eisenbahnwagen, in dem zudem noch stark geheizt wird. Die Tränenflüsse setzen in Folge des Reizes an aufs stärkste fließend abzufließen, ebenso die Nasenschleimhäute, was oft den Bedarf von 20 Taschentüchern in einem Tag erfordert.

Das Niesen wird immer stärker, förmliche Niesströme treten auf, 40 bis 50 mal aufeinanderfolgendes Niesen läßt den Kranken kaum zu Atem kommen. Der Kranke hat oft das Gefühl von fliegender Hitze und starkem Fieber (daher der Name Heufieber); bei Messungen mit dem Thermometer findet sich aber kaum eine Spur von Erhöhung der Körpertemperatur. Das Niesgefühl in der Nase schreitet weiter nach Mund und Rachen, in schweren Fällen löst sich die Entzündung weiterhin auf die tieferen Luftwege fort; schwere Asthmavfälle treten auf, die besonders nachts zu mancherlei bedrohlich aussehenden Erscheinungen führen können. Der Höhepunkt des Leidens ist nach meinen Beobachtungen dann erreicht, wenn das Wüsten der Lunde vorüber ist.

Da kommt plötzlich ein Gewitter oder eine längere Regenzeit und mit einem Schlag sind alle Krankheitserscheinungen verschwunden, der Kranke leidet und atmet auf. Aber die Beschwerden beginnen von neuem, sobald wieder schönes, trockenes Wetter eintritt. Haben die Krankheitserscheinungen 4, 6 oder 8 Wochen gedauert, so verschwinden sie langsam, am ehesten im nächsten Jahr unangenehm, so gleichzeit mit verfallener Heftigkeit wieder aufzutreten.

Die Ursache dieser charakteristischen Frühjahrskrankheit war lange Zeit unbekannt. Heute nimmt man als Ursache einen Stoff an, der in dem Blütenstaub, den Pollenkörnern gewisser blühender Gras- und Getreidearten enthalten ist, und der auf dazu veranlagte Menschen eine giftige Wirkung ausübt. Von den Gräsern gelten besonders das Roggenras, von den später blühenden Getreidearten der Roggen als heufiebererzeugend. Mit Heu, dem getrockneten Gras, hat die Krankheit nichts zu tun, sondern nur mit dem blühenden Gras. Die Pollenkörner sind eiförmig, kugelförmig oder eiförmig, umwelts mit Höckern und Stacheln besetzt. Die höckerigen werden hauptsächlich durch Niseln übertragen; die glatten aber, und auf diese kommt es hier an, werden

vom Wind erfasst und überall hin verweht. Den meisten Menschen kann man die Pollenkörner unmittelbar auf Nasen- und Augenbindehaut bringen, ohne daß irgend eine Wirkung hervorgerufen würde, während bei zum Heufieber veranlagten ein leiser Windhauch aus der Gegend einer blühenden Wiese oder eines Getreidefeldes genügt, um einen schweren Anfall auszulösen.

Das Auftreten des Heufiebers in den einzelnen Gegenden Europas richtet sich nach der Zeit der Gras- und Getreideblüte, die je nach dem Himmelsstrich zu verschiedener Zeit stattfindet. Die Dauer ist überall die gleiche, ungefähr 4 bis 8 Wochen.

Im Süden ist der Beginn entsprechend der früheren Reise auch früher anzusehen. In Sizilien und Unteritalien Mitte März, in Norditalien im April, in der Wiener Gegend Anfangs Mai, in Süddeutschland und am Rhein Mitte Mai, in Norddeutschland Ende Mai oder Anfang Juni, in London Mitte Juni und in den skandinavischen Ländern sowie hochgelegenen Punkten der Schweiz wie Andermat, Pontresina erst Ende Juni. In Amerika ist die Pollenkrankheit vor allem im Herbst als Herbstallergien sehr gefährlich und wird durch Pollen von Ambrosia und Solidagoarten verursacht.

Als Behandlungs- und Vorbeugungsmethode werden empfohlen: die Flucht in Gegenden, die frei von Gras- und Getreideblüten sind. Am bekanntesten ist Belgoland. Doch wurden auch 1910 Pollenkörner über das Meer herübergebracht! Es besteht dort ein Heufieberband, der durch Schriften zur Bekämpfung des Leidens beiträgt. Früher wurden auch die Penzance- und St. Moritz stark besucht, auch das 2300 Meter hoch gelegene Berninaplatz in der Gletscherregion, und Sulden in Tirol am Ortler. Die Engländer flüchten nach Lundy-Insel im Kanal von Bristol und auf die Inseln an der Westküste von Schottland. Manche Kranke machen große Seereisen (Nordlandreisen) in der kritischen Zeit. — Nach meiner Ansicht bewirkt aber nur frische, salzige Seeluft allein die Erleichterung.

Ein vollkommenes Heilmittel gibt es bis heute noch nicht! Als Kurmittel sei angeführt, daß mir vor einigen Tagen als sicheres Mittel Spezial-Kalkpulver empfohlen wurde, das mit einem Zerfäuber in die Nase und Augen gegeben wird. Die Schleimhäute sollen also betäubt werden! Die Kunde hör ich wohl, doch mir fehlt der Glaube! Die Flucht in Gegenden ohne Grasblüten ist sehr richtig! Aber wer kann seine Berufsarbeiten ohne weiteres im Stillsitzen und nach Belgoland oder ins Hochgebirge reiten?

Als Heil- und Erleichterungsmittel werden genannt: Einblasen, Einprikeln und Gurgeln von Salzwasser, Chininlufat, Sublimat, Karbolsäure, Nisensäurebasen, in Nase, Augen, Rachen und Mund und unter die Haut. Einlegen von Kofalin in die Nase, Einprikeln von Alkohol in die Nervenäste der Nase. Entfernen der Nervenenden, elektrische Glühlichtbäder des Kopfes usw. Dies sind Mittel, die vielleicht einmal Linderung bringen, aber keine Heilung. In neuerer Zeit wendet man auch Schenkimpfungen an mit Pollantien, Graminol usw.; ebenso die aktive Immunisierung. Dieser Schutz soll aber öfter wiederholt werden, da er nicht nachhaltig ist wie die Pockenimpfung.

Ich für meinen Teil begnüge mich damit, während der Krankheit dreimal im Tage die Augen und Nase mit kaltem Wasser zu spülen und Salzwasser zu gurgeln. Vermehre allen unangenehm enthalten im Freien und lüfte mit Vorliebe frische Wälder, Schatten und frischen Tannenwald auf. Durch geänderte Ernährung sowie die Heilwirkung erzielt worden. Vor allem durch eineisernen Rost und dagegen an Vitaminen und Mineralstoffen reiche Diät. Also Weizenbrot, Weizen, Spinat, Grünkohl, Blumenkohl, Gurken, Tomaten, Kaffeebohnen, Schwarzwald und viel Obst. Wenn diese Diät drei Monate vor der kritischen Zeit streng beobachtet wird, kann man mit einem autmütigen Verlauf der Krankheit rechnen.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Carwood

Copyright by Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
(Nachdruck verboten.)

Carvel hatte kein Gedächtnis verloren. Er warf auch kein Gewehr von sich und folgte Billo. Er rannte quer über die Lichtung in ein Dickicht von Zwergbäumen hinein und über einen arabischen Fels. Er rannte, bis er nach Atem rana. Dann mochte er halt um zu hören, aber nichts konnte er von Billo hören. Der alte Weg führte unter den Bäumen weiter; ihm folgte er.

Ganz nahe bei dem tiefen, dunklen Teich, in dem sich „Die Weide“ mit ihm so oft die Zeit vertrieben hatte, machte Billo halt. Er konnte das Plätschern des Wassers hören. Seine Augen schloßen, als er nach Nesele suchte. Er glaubte bestimmt, sie hier zu finden, ihren schlanken, weißen Körper im dunklen Schatten einer breiten Tanne schimmern über in den warmen Sonnenstrahlen, so weiß wie Schnee, aufleuchten zu sehen. Seine Augen suchten alle ihre Verheide ab, den großen gebalteten Felsen auf der anderen Seite, die abschüssigen Ufer, unter denen sie wie eine Otter tauchte, die Tannenzweige, die die Oberfläche des Teiches berührten und in deren Schatten „Die Weide“ ihren bloßen Körper zu versteinern pflegte, wenn Billo den Teich nach ihr abguckte. Schließlich aber mußte er sich laagen, daß sie nicht hier war, daß er noch weitersehen mußte.

So ging er zum Teich. Ueber die kleine Lichtung, auf der sie ihr neboragendes Zelt erbaut hatten, ergoß sich goldener Sonnenschein, der durch eine Lücke im Wald seinen Weg fand. Das Zelt stand noch an Ort und Stelle. Es schien sich nicht verändert zu haben. Doch was stieß da vor dem Zelt vom Boden auf und kam ganz schwach durch die stille Luft zu ihm herüber — der Rauch eines kleinen Feuers. Ueber dem Feuer kniete eine Gestalt und Billo war gar nicht erstaunt oder hatte es gar nicht anders ermartet, als daß die Gestalt zwei große, glänzende Hörner auf dem Rücken trug. Er winkelte, da schreute sie zuwanden und wandte sich langsam um. Soar jetzt scheint es nur das natürliche auf der Welt zu sein, daß das Nesele war und niemand anders. Gestern hatte er sie verloren. Heute hatte er sie wieder gefunden. Als Antwort auf sein Winkeln stahl sich ein Seufzer aus der Seele der „Weide“.

Sie rannte Carvel die beiden einzigen Augenblicke später. „Die Weide“ hatte Billos Kopf an die Brust gedrückt und schrie — schrie wie ein kleines Kind, ihr Gesicht an Billos Hals verborgen. Carvel

störte sie nicht, sondern wartete. Solange er wartete, schien ihm etwas in der leuchtenden Stimme und der Stille der Nacht von der Geschichte der abgebrannten Blodhütte, der beiden Gräber und von der Bedeutung des Rufes auszuklammern, der vom Süden her an Billos Ohr gedrungen war.

31. Kapitel.

Die Abrechnung.

In dieser Nacht brannte ein neues Lagerfeuer draußen auf der Lichtung. Es war kein kleines Feuer, das von der Furcht eingezündet wurde, es konnte vielleicht gesehen werden, sondern ein Feuer, dessen Flammen hoch zum Himmel schlugen. Im Scheine dieses Feuers stand Carvel. Wie sich der ursprünglich kleine, schwelende Haufen, auf dem Nesele ihre Mahlzeit gekocht, zu diesem Feuer gewandelt hatte, so hatte sich auch Carvel, der am liebsten für tot galt, verändert. Der Bart war von seinem Gesicht verschwunden. Auch die Jade aus Karibuhut trug er nicht mehr. Die Hemdärmel hatte er bis zum Ellbogen zurückgeschoben und in seinem Gesicht leuchtete ein wilder Sturz, der nicht bloß vom Leben draußen in der Sonne, Wind und Sturm herkam. Seine Augen funkelteten wie vielleicht noch nie in seinem Leben, während sie auf Nesele ruhten. Sie sah im Widerschein des Feuers und wandte sich der wärmenden Glut zu. Ihre schönen Haare glänzten und Carvel rührte sich nicht, solange Nesele in dieser Haltung verharrte. Raum schen er zu atmen. Seine Augen glänzten noch tiefer, wie die Augen eines Mannes, der eine Frau verehrt. Plötzlich wandte sich Nesele um und begegnete seinem Blick, den er nicht mehr von ihr wenden konnte. Es gab nichts zu verheimlichen in ihren Augen. Wie ihr Gesicht, so strahlten auch ihre Augen neue Hoffnung und neue Freude aus. Carvel sah neben ihr auf einem Birkenstamm und nahm einen ihrer beiden Hörner in die Hand und spielte damit, während er sprach. Billo lag wie ein Wächter zu ihren Füßen.

„Morgen über übermorgen gehe ich nach Lac Bain“, sagte Carvel plötzlich und in die sanfte Stimme des Beredners mischte sich ein schriller und bitterer Ton. „Ich werde nicht eher zurückkommen, als bis ich ihn getötet habe.“ „Die Weide“ starrte ins Feuer. Alles kühlte sich in tiefes Schweigen, das nur von dem Knistern der Flammen unterbrochen wurde; während dieses Schweigens spielte Carvel noch immer mit den beiden Fiedeln Neseles. Seine Gedanken eilten um Tage zurück. Was für eine günstige Gelegenheit hatte sich ihm geboten, als er Bulh McTaggart im Walde begegnete — hätte er doch nur früher alles gemerkt! Er bis die Lippen zusammen. Im Herzen des Feuers erschien ihm das Bild, wie McTaggart Bierrot tötet. Nesele hatte

ihm den ganzen Hergang erzählt; von ihrer Flucht, ihrem Sprung in das eiskalte Wasser, in dem sie den sicheren Tod zu finden glaubte, und weiter, auf welche wunderbare Weise sie an Land gelangte und wie sie von Tuboa, dem alten, schlaflosen Indianer, der in einem Teil von Bierrots Gebiet jagend durkte, halbtot gefunden wurde. Carvel vermochte die Tragik und das Furchtbare jener schrecklichen Stunde, in der für „Die Weide“ die Sonne aus der Welt schwand, nachzufühlen; und in der roten Glut der Flammen erschien ihm der alte Tuboa, wie er unter Anstrengung seiner letzten Kräfte Nesele die vielen Kilometer weit trug, die seine Hütte von der Schlucht trennten. Er verneigte sich vorzusehen, wie die nächsten Wochen in dieser Hütte vergingen. Wochen des Hungers und der eifigen Räfte, in denen das Leben der „Weide“ nur noch an einem einzigen Faden hing. Und hernach, als der Schnee am tiefsten lag, da farb Tuboa. Carvels Finger vergruben sich in den Haaren der „Weide“. Ein tiefer Atemzug entwand sich seiner Brust, und er sagte, ins Feuer starrend:

„Morgen werde ich nach Lac Bain gehen.“ Nesele verbarnte noch einen Augenblick in Schweigen. Auch sie schaute in die Glut. Endlich sagte sie:

„Eigentlich wollte ich Tuboa töten; im Frühling, wenn er hätte reifen können. Als aber Tuboa tot war, da mußte ich, daß jetzt ich ihn töten muß. So kam ich hierher, mit Tuboos Gewehr. Ich habe es frisch geladen — gestern. W'fieu Zeem.“

Sie schaute Carvel mit triumphierenden Augen an und fügte beinahe flüsternd hinzu, „Du brauchst nicht nach Lac Bain zu gehen. Ich habe schon einen Boten geschickt.“

„Einen Boten?“

„Ja, Dokimow Zeem, — einen Boten. Vor zwei Tagen. Ich gab ihm die Nachricht mit, ich sei nicht gestorben, sondern bliebe mich hier auf — ermartete ihn und wolle jetzt seine Frau werden. Der er wird kommen, Dokimow Zeem, er wird sehr schnell da sein; und nicht du sollst ihn töten, non!“ Sie lächelte und Carvels Herz schlug laut wie eine Trommel. „Das Gewehr ist geladen“, sagte sie leise. „Schließen werde ich.“

„Vor zwei Tagen“, sagte Carvel, „und von Lac Bain sind es —“

„Morgen wird er da sein“, versetzte Nesele. „Morgen bei Sonnenuntergang wird er die Lichtung hier betreten. Ich weiß es. Mein Blut fließt es mir schon den ganzen Tag ins Ohr. Morgen, morgen — ja, reich wird er hier sein, Dokimow Zeem. Ja, er reißt schnell.“

(Fortsetzung folgt.)